

**Zeitschrift:** Rorschacher Neujahrsblatt  
**Band:** 42 (1952)  
  
**Artikel:** Theo Glinz : eine Betrachtung  
**Autor:** Helmerking, Heinz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-947671>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Theo Glinz

EINE BETRACHTUNG VON HEINZ HELMERKING



Theo Glinz hat mir einmal erzählt, ein Graphologe habe beim Betrachten seiner Handschrift ausgerufen: «Das ist ja keine Schrift, das ist eine Zeichnung!» Dieser Ausspruch ist geeignet, uns in das Wesen des Künstlers einzuführen. Wir wollen ihn deshalb kurz betrachten.

Das Wort Zeichnen kommt sprachgeschichtlich von Zeichensetzen her; Zeichnen aber hängt mit zeihen und zeigen zusammen. In den Zeichen offenbart sich dem betrachtenden Menschen das Wunder der spielerisch-zufälligen und doch an Regeln gebundenen bunten Mannigfaltigkeit des Lebens und der Welt. Unsere eigenen Zeichen aber sind Kundgebun-

gen des Ergriffenseins, des Erstaunens über diese Welt. Sie zeihen uns dessen und zeigen es den andern Wesen an.

So geht also bis in die Schriftzeichen dieses Künstlers hinein der Ausdruck seines Erstaunens über die Wunder des Daseins. In der «Schöpfung» von Haydn steht das herrliche Wort: «Alles ist Wunder doch...» Dieses Empfinden trifft für die Empfänglichkeit des Malers Theo Glinz in ganz besonderem Maße zu.

Er unterrichtet seit Jahren am Montag an der Textil- und Modeschule St. Gallen junge Menschen im Naturzeichnen. Nach dem Unterricht trifft er



sich mit Malerfreunden an einer kleinen Tafelrunde. Und immer weiß er dann etwas Merkwürdiges, Staunenswertes und Seltsames zu berichten. Jede kleine Fahrt, jegliche Begegnung mit Menschen offenbart ihm Wunderbares und Besonderes. Und man muß ihn gesehen haben, wie er zu erzählen weiß! Die kleinste Begebenheit ergreift den ganzen Menschen. Er erzählt nicht nur mit den Sprechwerkzeugen, der ganze Körper arbeitet mit. Das Gesicht drückt alle Wandlungen der Stimmung aus; die Hände malen unterstreichend; die Arme erläutern, und der Körper und die Beine verdeutlichen: alles drängt nach Ausdruck und Zeichengebung. Ja, oft wird rasch mit dem immer griffbereiten Stift eine Erklärung auf die Marmorplatte gezeichnet. Theo Glinz teilt sich vollkommen mit; er wird Mitmensch, und dann strahlt er beglückt.

Dabei erzählt er nicht etwa naturgetreu: nein, er wählt wesensgemäß die bezeichnenden Züge, rafft

zusammen, dehnt aus, wie das Besondere der Begegnung es gerade erfordert. Er ist ein begnadeter Erzähler, und es ist darum wohl Zufall im höheren Sinne, daß er sich auch schon schriftstellerisch betätigt hat, besonders schön in der von ihm gleichzeitig illustrierten Novelle «Diana» im Tschudy-Verlag, St. Gallen.

Seine Lieblingsfarbe ist Blau. Der Dichter Novalis hat uns als Sinnbild der romantischen Sehnsucht nach der Unendlichkeit der göttlichen Wunder die Blaue Blume geschenkt. Als Zeichen dafür schuf er seine Märchen. Theo Glinz liebt alle Märchen. Er hat ihrer viele mit bezeichnenden Bildern geschmückt, vielleicht am vollkommensten die von Lisa Tetzner. Er liebt aber auch die seltsam-krausen Spiele der Phantasie, wie sie ein E. T. A. Hoffmann und ähnlich geartete Dichter geschaffen haben. Eine Reihe dieser Erzählungen hat er trefflich illustriert.

Nicht als ob er dem Absonderlichen an sich hold



Dent du Midi





Theo Glinz: Buchberg bei Thal



wäre. Er hat nämlich auch Sinn für die Idylle und die Pastorale. Das dauernd und lieblich Wiederkehrende empfindet er ebenso wunderbar. Alle diese Geschichten sind ihm nur deutlichste Zeichen der Wunder in aller Welt.

Das geht hinein bis ins Alltägliche seiner Kleidung und seines Heims. Er weiß Anekdoten von seinen Kravatten und seinen Hemden. Er erzählt von allen Möbelstücken eine Geschichte, von der ersten Begegnung im verkommenen Zustande über die Verwandlung in die reine Ursprungsform bis zum Einfügen in die Gesamtheit seiner erwählt geschmackvollen Wohnung. Ja, er weiß von jedem seiner Bilder wie von jeglicher Zeichnung und Skizze noch ein Erlebnis besonderer Art zu erzählen.

Daß dieses Berichten von seinen Begegnungen mit

Menschen, Dingen und Wesenheiten ein Grundzug seines Wesens ist, erhelle aus folgenden Erinnerungen seiner Eltern: Der Vater zeichnete auf, daß er schon in der paradiesisch unbeschwerten Jugendzeit sich für schöne Dinge begeisterte, für bunte Steine, Spitzengewebe, Blumen, Schmetterlinge, Pferde und hübsche Frauenköpfe. Und die Mutter berichtet ergänzend, daß er schon damals den ganzen Tag mit einem umgebundenen Bleistift zeichnete und zeichnete. Des Abends aber bat er den Vater, eine von ihm diktirte Geschichte und Erläuterung auf die einzelnen Blätter zu schreiben.

Sein ureigener Ausdruck dankbar ergriffenen Stauens ist also das Zeichensetzen, das Zeichnen, zu welchem das Malen später eine bunte, ebenso verlockende Erweiterung bildete. Auf diese Weise kann



Vierg. Kleinm. 7. April 87.





Theo Glinz: Paris, Palais Royal



er seine wunderbaren Erfahrungen mit der Welt für sich selber und andere dauernd festhalten. Eine weitere Anekdote möge das noch verdeutlichen:

Er machte einst mit einem seiner Gönner und dessen Söhnen eine Velofahrt über die Bündnerpässe in den Tessin. Einer seiner damaligen Begleiter besitzt eine größere Zahl von Skizzenblättern aus jenen Fahrtentagen. Glinz konnte die Wunder der Begegnung kaum erwarten und fuhr deshalb mit dem Rad meist voraus. Seine Erlebnisse, Wünsche und Erfüllungen hielt er auf rasch hingeworfenen Skizzen fest, legte diese mit einem Stein beschwert auf die Straße und fuhr weiter. Mit Hilfe dieser Blättchen kann sich der heutige Besitzer an Dutzende von Zufällen und Begebenheiten erinnern, die sonst wohl schon lange dem Gedächtnis entschwunden wären. Ein Stück glücklichen Lebens ist so festgehalten worden.

Ich sage «Glücklichen Lebens». All das wird nämlich von Theo Glinz nicht in ernster Erkenntnis-

bemühung mit tüftelnder Genauigkeit getrieben. Nein, es ist ein liebenswürdig-heitres Spiel, ein Ausdruck reiner Freude und beglückter Laune, selbst da, wo es weniger Erfreuliches einfängt. Dieser Künstler besitzt die Heiterkeit, über den Dingen zu schweben, um alles Traurige, Düstre und Ernste mit einem eigenen Glanz zu erfüllen: er hat Humor. Humor erblüht aus dem Spieltrieb, oder wie es Wilhelm Busch einmal aufgeschrieben hat: «Humor ist, wenn man trotzdem lacht», nämlich spielend und heiter, aller Erdschwere zum Trotz.

Ich kenne persönlich kaum einen Menschen, der folgenden Ausspruch des alternden Goethe reiner verkörperte als Theo Glinz: «Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben ankommt und solange die Lust daran dauert. So hab' ich in meiner Jugend gespielt, unbewußt; so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben.»

Dieses Spiel aber ist das reinste und vollkommenste, das sich denken läßt, jenes, von dem der gleiche



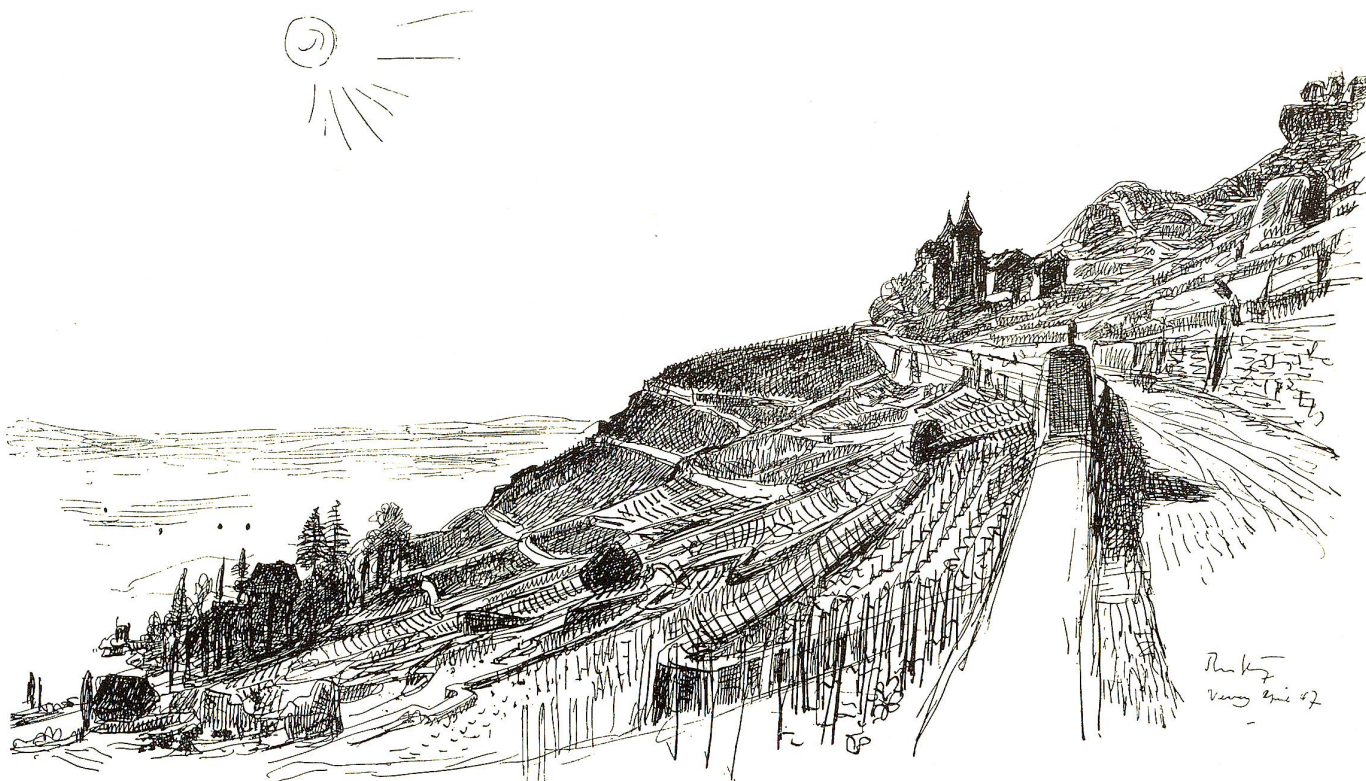
Reilly April 1989  
Reilly





Theo Glinz: Schloß Horn





Dichter sagt: «An einem Spiel ist wenig zu wissen und alles zu leisten.» Der Künstler Glinz leistet etwas, er leistet es rein und vollkommen, und weil er das tut, ist er glücklich. Glück erwächst nämlich, wiederum nach Goethe, da, wo wir «Herren der Mittel zu unsern Zwecken sind». Glinzens Zweck aber ist Ausdruck des freudigen Ergriffenseins durch die Wunder der Welt. Er hascht nach dem Glanz und dem Wunderbaren wie ein staunendes Kind nach Mond und Schmetterling. Damit erreicht er viel; denn «das Höchste, wozu wir gelangen können, ist das Erstaunen», sagt Goethe.

Dieser Dichter fordert in seiner Erziehungslehre auch, man sollte den Menschen so zur Entfaltung bringen, daß sich sein inneres Selbst in einem ihm gemäßen äußern Tun verwirkliche. Dann sei der Mensch tüchtig, er taue zu seinem Zwecke. Dabei setzte Goethe einen Schreinermeister und eine Brezel-frau in der Wertskala ebenso hoch wie einen Wissenschaftler, Künstler oder Minister, sofern er an ihnen die Tüchtigkeit erkannte. Der Mensch müsse etwas ganz und vollkommen leisten, das Was sei

weniger wichtig. So wäre denn Theo Glinz, der seine Anlagen wirklich rein und vollkommen verwirklicht, das, was Goethe als höchstes Glück der Erdenkinder pries: eine entfaltete Natur, eine Persönlichkeit.

Ich möchte nicht mißverstanden sein: durch dieses Wort soll keine Wertung irgendwelcher Art ausgedrückt werden, sofern sich diese auf die Schöpfungen bezieht; es wendet sich einzig an den Schöpfer. Die Wertung der Kunstschöpfungen selbst liegt auf einer anderen Ebene. Ich liebe Theo Glinz darum, weil er ganz er selber geworden ist, und weil all sein Tun restlos das verwirklicht, was er empfindet: das freudig beglückte Staunen, das innige Ergriffensein von der Schönheit dieser Welt, die er so herzlich liebt.

Er liebt die Weiten der Bodenseelandschaft und ihre besinnlichen Uferwinkel, das heitre Spiel der Wolken und ihre Spiegelungen auf den Wassern im Wechsel der Jahreszeiten; er liebt die Bäume, die alten und die jungen, die blühenden und die entlaubten, die Sträucher, die Kräuter, die Blumen —





Theo Glinz: Paris, Boulevard Saint-Michel





Rorschach

einst wollte er gar Förster werden —. Er verliebt sich auf Reisen in versponnene Nester, in Rebenhänge voll tätiger Menschen, in das Gewimmel eines Großstadtcafés, eines Platzes, eines Parkes, in einen mitfahrenden Menschen und seine Eigenheiten, in ein Tierchen, das irgendwo kauern schläft, in ein Eselchen, das in der südlichen Sonne döst, in die Unendlichkeit des Meeres und das flirrende Licht darauf, in die Sonne selbst — auf wievielen Zeichnungen und Bildern kehrt sie wieder! —, in das geheimnisvoll flimmernde Lichterspiel einer nächtlichen Stadt, eines nächtlichen Jahrmarktes; ach, man könnte des Aufzählens kein Ende finden.

Und all das hält er fest mit Stift und Pinsel. In den Zeichnungen und Gemälden finden wir ihn selbst, wie er das alles gerade empfand, was ihn besonders verlockte, aber auch, was ihm im Augenblick unwesentlich schien. So entsteht eine Bilderwelt krauser Linienspiele und flirrenden Farbenzaubers. Wir aber dürfen sie mit ihm genießen: «Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben», sein Leben. Und dieses Leben wächst, entfaltet und entwickelt

ständig neue Formen nach denselben gültigen Spielregeln. Das geschieht vollkommen organisch, es kennt keine Grenzen des Wachstums und Sich-fügens. Wenn es nicht so geht und gehen kann, geht es anders; aber es geht. Theo Glinz lächelt dazu und freut sich, daß es auch auf diese Weise gehen kann. Auch so ist es nämlich immer ganz geleistet für ihn selbst, und für die andern.

Was mit dem ganzen Menschen getan wird, was sich selber aus der Liebe heraus glücklich verwirklicht: das muß wiederum Liebe und Beglückung wecken und Licht zurückstrahlen. Und so ist es. Es strahlt etwas aus von diesem Menschen und seinem Werk. Er hat Freunde, die ihn und seine Schöpfungen herzlich lieben. Das ist das Geheimnis seines Erfolges: diese vollkommene Einheit zwischen Schöpfer und Werk, das geglückte Spiel der Mitteilung und seine beglückende Spiegelung im Mitmenschen.

Dieses Sich-mitteilen-können mag Erbteil beider Eltern sein. Der Vater, ein Bürger St. Gallens, war ein vielseitig interessierter Lehrer, der malte, zeichnete, musizierte und gerne las. Die Mutter, eine





Theo Glinz: Rorschach



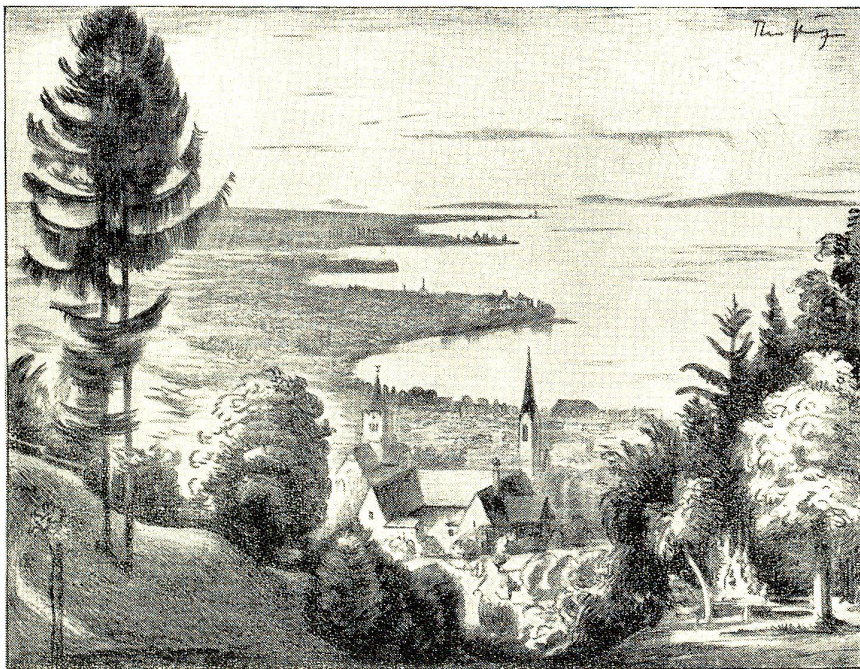
Toggenburgerin, war konservatorisch gebildete Musikerin. Beider Tätigkeiten wandten sich an aufnahmebereite Mitmenschen. 1882 wurde der Vater als Zeichenlehrer nach Lenzburg berufen. Dort ist Theo Glinz am 6. September 1890 geboren worden.

Bei seiner ausgesprochenen Lust am Zeichnen und seiner großen Begabung fiel ihm die Berufswahl nicht schwer, und er hat sich, trotz anfänglich leicht verfehlter Zielsetzung, vollkommen harmonisch und organisch entwickelt. Er wollte und sollte nämlich den damals sehr lohnenden Beruf eines Stickerei-Entwerfers erlernen. Seine Studien machte er unter Carl Brägger und Hugo Pfendsack an der Zeichenschule des St.Galler Industrie- und Gewerbemuseums. Daneben aber lockte ihn schon sein wirkliches Ziel, und er entwickelte die Fähigkeiten in sich, es zu erreichen. Er skizzierte und malte in den Winkeln und auf den stillen Plätzen der Hintergassen Sankt Gallens, in den Parkanlagen und bei den Blumen: Begegnungen mit Menschen und Dingen hielt das

flirrende Farben-, Schatten- und Lichterspiel fest. – Aber es gab einen Ort, wo das alles in unendlicher Fülle bereitlag: Paris, und dorthin zog es ihn mächtig. Zuerst noch in der Fron einer kärglich entlöhnten neun- bis zehnstündigen Arbeit als Entwerfer für Stoff- und Tapetenmuster, konnte er nur in den freien Stunden dem wirklichen Ziele leben. An den Sonntagen malte und skizzierte er das wimmelnde Pariser Leben, und an zwei Abenden der Woche übte er sich im Aktzeichnen in einem Atelier des Boulevard Belleville.

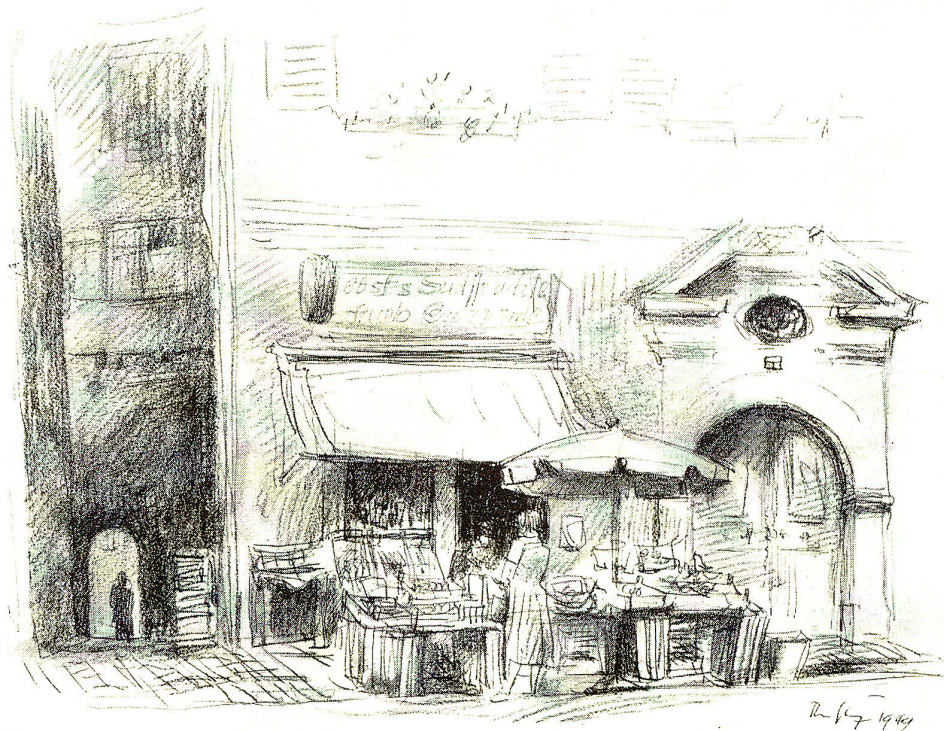
Die Lust zu Begegnungen und Erlebnissen trieb ihn in die Theater und in die Variétés. Diese Welt der Fahrenden, denen immer Neues und anderes sich darbot, war seiner Welt so nahe verwandt. Damals starb sein Vater plötzlich.

Theo Glinz kehrte in die Heimat zurück. Die Mutter zog nach St.Gallen und sandte den Sohn, seinem Wunsche folgend, nach München. Er wollte nun Zeichenlehrer werden. Zuerst war er etwas ziel-



Blick vom Rorschacherberg





An der Marienbergstraße

los und verloren; denn damals prallten in München gerade die alte und die neue Richtung der Kunst aufeinander. Die modernen Franzosen waren eben entdeckt worden. Sie überwandten in heftigen, wenn auch gemächlichen Kämpfen allmählich die akademisierende Richtung der Münchner Malerei.

Es muß eine tiefinnere Überzeugung von der Richtigkeit seines Tuns gewesen sein, die den jungen Künstler veranlaßte, sein Skizzenbuch dem damals hochgeschätzten Maler Franz von Stuck vorzulegen. Dieser erkannte sofort die ausgesprochene Sonderbegabung des jungen Menschen und nahm ihn als Schüler in die Akademie auf, wo neben ihm noch Becker-Gundahl sein Lehrer wurde.

Es zog ihn jedoch bald von den Kämpfen um den richtigen Stil weg zu den Schöpfungen, die ihn bereits verwirklichten, zurück nach Paris zu Cézanne, Matisse und Picasso. 1913 war er wieder

dort. Vorübergehend malte er kubistisch im Atelier einer Russin. Da das Grübeln und Abstrahieren aber nicht seiner Wesensart entsprachen, wechselte er rasch hinüber in eine Malschule, wo Maurice Denis und Vuillard als Lehrer wirkten. Vuillard hatte denn auch rasch heraus, daß der junge Maler seine persönlichen Erlebnisse und Eindrücke eigenständig und richtig verwirklichte. Er wollte ihn deshalb zum Korrigieren der andern Schüler anhalten. Doch Theo Glinz fühlte sich noch nicht reif genug; auch wollte er vorerst einmal selber gestalten. Und so reiste er neuen Begegnungen entgegen nach Italien.

Im Juli 1914 war er in Siena, jener seltsamen Stadt erfüllter und unerfüllter Träume. Er sah, daß sich nur vollendet, was wesensgemäß ist, daß also jener kühne Traum einer Kirche, die größer und prunkvoller werden sollte als Sankt Peter in Rom, nicht Wirklichkeit werden konnte, daß sich aber



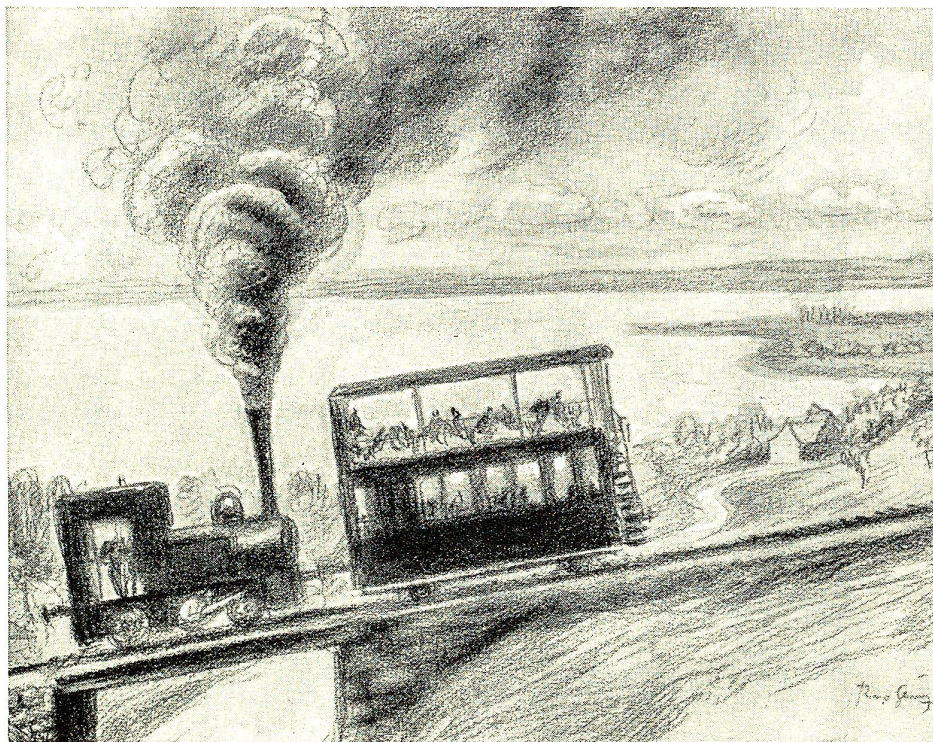
daraus etwas Eigenes, dieser Stadt und ihrem Wesen Gemäßes entwickelt hatte. Er sah auch, wie die frühen Sienesischen Maler des 14. und 15. Jahrhunderts ihre Weltbegegnungen so völlig anders festgehalten und dauernd gemacht. Damals wurde er duldsam, ließ andere und anderes gelten, als was gewollt und als Ziel gesetzt worden war. Das alles mag ihm nicht deutlich bewußt geworden sein. Es wirkte aber auf seine eigene organische Entfaltung und brachte ihn dem eigenen Wesen näher.

Die Kriegszeiten schenkten seinem erlebnishungrigen Tatendrang Abenteuer mehr als genug. Einmal wurde er gar irrtümlich als Spion verhaftet. Es zog ihn nun nach Florenz, dann ins Sabinergebirge und endlich nach Rom. Überall fand er reiche Begegnungen mit Landschaften, Dingen und Menschen. An allen Orten sog er die wundersame Mannigfaltigkeit der Welt in sich auf und gestaltete sie um.

Schließlich trieben ihn die Unbilden der Zeit in die Heimat zurück. An der Teufenerstraße in Sankt Gallen mietete er ein Atelier. Jetzt fühlte er sich reif genug, Schüler und Schülerinnen auszubilden. In den freien Stunden wanderte er, zeichnete, malte und entdeckte endlich seine geliebteste Landschaft, den Bodensee, und zwar zuerst am Alten Rhein. Er ist einer der frühesten Verehrer und Verherrlicher dieser eigentümlich schönen Landschaft geworden. Ein Stück Welt hatte ihn besonders innig angesprochen, und er blieb die Antwort nicht schuldig.

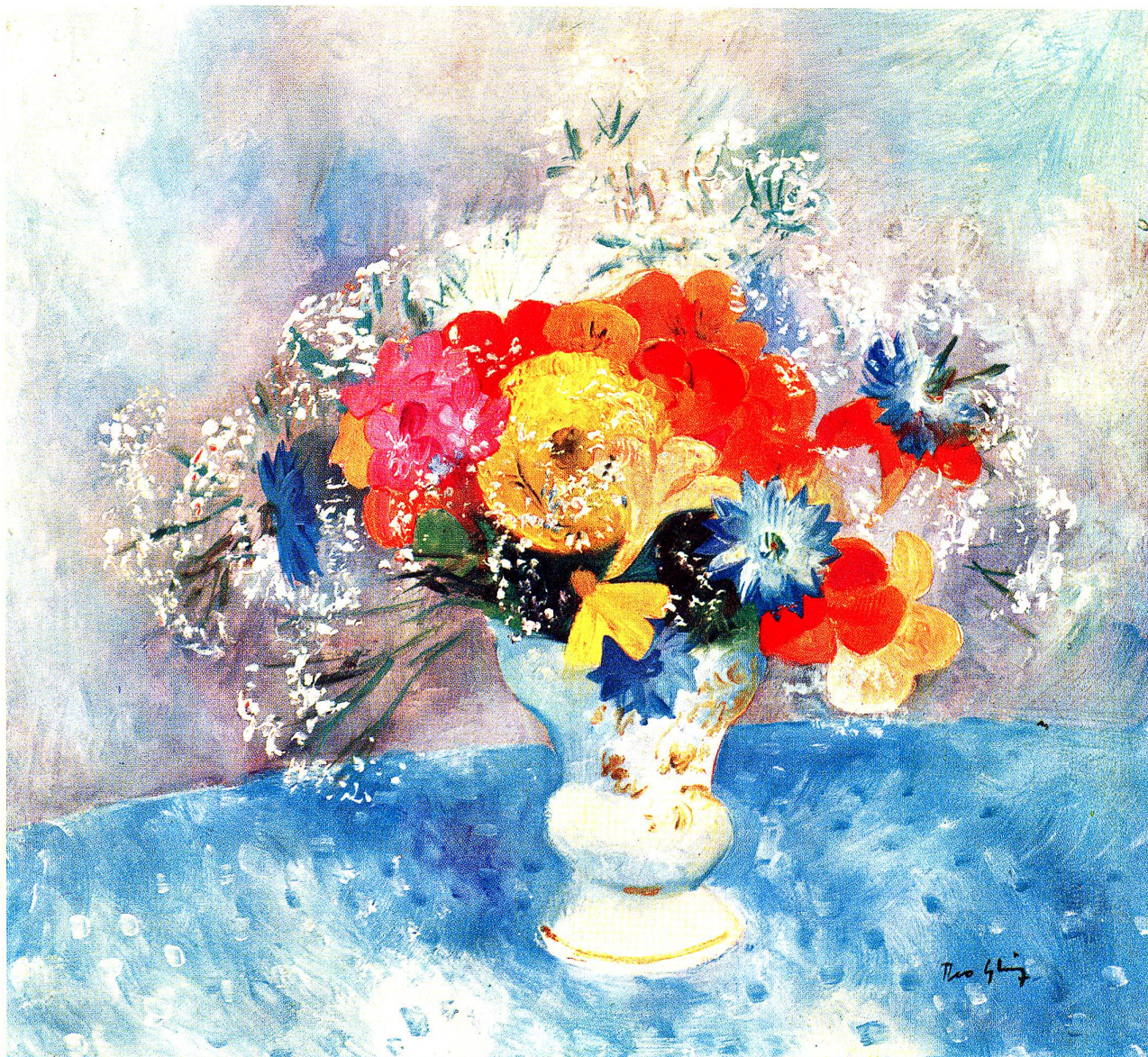
So wurden seine Bilder und Zeichnungen besonders ansprechend, und bald fand er Gönner seiner Kunst, die aber, und das ist so bezeichnend für seine Wesensart, auch rasch seine Freunde wurden. Ihre Zahl wuchs in den Jahren beständig.

1919 verheiratete er sich mit der Luzernerin Rosi Vogel und mietete sich im Schloßchen Wiggen am



Heidenerbahn 1920





Theo Glinz: Blumen



Rorschacherberg ein. Nun hatte er die geliebte Weite des Bodensees ständig vor sich und konnte den reizvollen Uferpartien ihre Geheimnisse ablauschen und sie weiter erzählen. Seine Gattin aber verstand es wunderbar, ihm sein Heim so zu gestalten, daß es ihn fort und fort ansprach und zu intimen Schöpfungen ermunterte.

Als ihn dann äußere Umstände zwangen, die trauten Räume zu verlassen, zog es ihn wieder an den See, und seit 1928 bewohnt er ein Stockwerk des Schlosses Horn. Dieser Sitz in der Thurgauer Enklave auf St. Galler Boden bietet ihm alles, was er braucht: liebe Menschen vertrauten Umgangs, einen herrlichen baum- und blumenreichen Park, Obstbaumwälder und verträumte Dörfer in der Nähe und vor allem wieder und wieder das Linien- und Farbenspiel auf dem Bodensee und an seinen Ufern.

Er ist nun seßhaft geworden; doch zieht es ihn

beinahe Jahr um Jahr wieder hinaus in die reiche und bunte Welt, nach Paris, nach London, nach Korsika, nach Oberitalien und fort und fort in den Tessin. Von überall her bringt er seine Skizzen, seine Gemälde, seine Zeichnungen mit. Alle sind Zeichen seiner freudigen Ergriffenheit von den Wundern, die sich dem staunenden und dankerfüllten Genießer der Schönheiten dieser Welt heiter und lächelnd darbieten: «Komm, höre meine seltsame Geschichte, nimm sie auf, halte sie fest; ich will dir Freude schenken und Licht ausstrahlen, will meine Wunderlichkeiten weiter erzählen und vom Leben berichten, auf daß andere, die mich durch dich gewandelt betrachten, wiederum Freude und ein bißchen heiteres Glück empfinden mögen.»

Theo Glinz denkt bei all seinen Schöpfungen stets an die andern; er will sich mitteilen. Zeichen setzt man nämlich immer nur für die Mitmenschen.

